

Wieviel Volk braucht ein Schriftsteller? Nicht nur Gedanken zur Schiller-Bürger-Debatte

by Peter Höyng

Am vierten November 1989, nur wenige Tage vor dem Durchbruch der Berliner Mauer, fand auf dem Alexanderplatz die größte nicht staatlich organisierte Demonstration der DDR-Geschichte statt. Für einen Moment schien der Traum vieler Intellektueller geglückt: die Demonstranten nahmen willig die kritischen Appelle der Schriftsteller (St. Heym, H. Müller, Ch. Wolf und Ch. Hein) an, während die Schriftsteller noch einmal den alten Traum vom 'richtigen, demokratischen Sozialismus' träumten (*die tageszeitung* 9.11.1989). Doch diese geglückte Symbiose währte nicht lange. Als bereits wenige Wochen nach der Öffnung der Mauer die Stimmung in der Bevölkerung zugunsten einer Vereinigung beider deutschen Staaten umschlug, mündete die Kritik bei einigen dieser Intellektuellen schließlich in den programmatischen Aufruf *Für unser Land*. Dieser nicht nur von Schriftstellern unterzeichnete Aufruf gipfelte in der Aufforderung, "eine sozialistische Alternative zur Bundesrepublik zu entwickeln" (*die tageszeitung* 27.11.1989). Doch spätestens seit den März-Wahlen 1990 wurden diese selbsternannten Volksführer endgültig vom Volk links liegen gelassen. Der Wunsch einer großen ostdeutschen Mehrheit, den materiellen Wohlstand ihrer Schwestern und Brüder im Westen Deutschlands so schnell wie möglich zu erzielen, mußte vielen Schreibern – nicht nur in der DDR – allzu profan erscheinen und in den Augen vieler Zunftgenossen als Verrat an der Sache, die als solche auch nach der Entmachtung der SED noch nicht desavouiert schien. In dieser Situation schien besagter Aufruf wie ein letztes idealistisches Aufbäumen gegen die Niederungen des kapitalistischen ABC. Aber auch Verlustängste einer im übrigen vom Staat gegängelten Berufsgruppe dürften mitgespielt haben. Die Angst davor, daß in einer kapitalistischen Gesellschaft die Literatur eine unübersichtlichere Funktion einnimmt als eine von der Partei verordnete bzw. bestenfalls tolerierte. "Manch Dichter greint jetzt in Ostberlin/ Ihm fehlt der vertraute Kitzel/ Er fürchtet den Terror der Marktwirtschaft heute/ Viel mehr noch als gestern die Spitzel" (Biermann). Die Angst einer Berufsgruppe, daß ihre vermeintliche Zielgruppe, das Volk, glaubt, ohne die Schriftsteller auskommen zu kön-

nen. Die Angst also davor, daß die Literatur ihrer Funktion beraubt werde, indem sie jenseits einer geschlossenen Gesellschaft keine einschätzbare Wirkung mehr verursachen könne: "Bis jetzt sei die Rolle der Intellektuellen riesig, aber bedeutungslos gewesen, jetzt sei sie nur noch bedeutungslos" (Chr. Hein, zitiert nach *Bleibt die Avantgarde zurück?*).

Es ist reizvoll, bei dieser skizzierten Momentaufnahme der neuesten deutschen Ereignisse einen Blick zurückzuwerfen auf die Schiller-Bürger-Debatte von 1791. Warum? In beiden Fällen werden Fragen um die Stellung des Intellektuellen zum Volk tangiert. Die labile Verbindung zwischen dem Volk und Schriftstellern im Herbst und Winter 1989/90 kann gedanklich stärker durchdrungen werden, wenn sie in einer Tradition sichtbar gemacht wird. Durch die Rückbindung an die Debatte aus dem 18. Jahrhundert kann nämlich eine Kritik gewonnen werden, die die Brüchigkeit heutiger Positionen linker Schriftsteller bewußt werden läßt. In dem Moment, als erstmals im 18. Jahrhundert in Deutschland ein literarischer Markt entstand, der einherging mit einer aufklärerischen Bewegung, die Breitenwirkung intendierte, mußten auch Fragen um die Wirkungskraft von Literatur und damit von Volkstümlichkeit virulent werden. Die neuen Verhältnisse auf dem so rasch expandierenden Literaturmarkt verlangten auch nach einer Selbstbestimmung der Autoren bei dieser Entwicklung. Dabei waren die Antworten der Autoren zu der gesellschaftlichen Funktion von Literatur in kein harmonisches Gehäuse unterzubringen, weil die Lesegesellschaft ihre eigenen Wege ging, und das waren nicht unbedingt die Wege, die sich kritische Autoren wünschten. Diese Autoren bewegten sich vielmehr in einem schwer einschätzbaren Dreieck. Das bürgerliche, des Lesens fähige Publikum fächerte sich einerseits zusehends auf. Das Volk als breite Masse andererseits blieb auch in den Köpfen kritischer Schriftsteller, die sich als Sprachrohr dieses Teils verstanden, ein fernes imaginäres Geschöpf. Autoren wie Bürger und Schiller unternahmen den Versuch, diese auseinanderstrebenden Kräfte zu harmonisieren. Vergeblich. Dies ist der Punkt, wo sich Gedanken zu Schillers Bürger-Rezension und die Rolle der linken Intellektuellen um die Jahreswende von 1989/90 kreuzen. Wenn die Antworten in Bezug auf die Frage nach dem gesellschaftlichen Wirkungsradius der Literatur bei Autoren wie Bürger und Schiller bereits damals in sich widersprüchlich ausfielen, um wieviel unbefriedigender muß es da erscheinen, wenn mit Antworten von gestern versucht wird, dem Aufgabenbereich der Literatur in einer radikalisierten pluralistischen Gesellschaft zu begegnen.

Bürger zählte seit der Erstpublikation seiner lyrischen Werke im Jahre 1778 zu den renommierten Autoren der *Stürmer und Dränger*; und wurde so viel gelesen, daß eine zweite, um viele Gedichte erweiterte Ausgabe, unmittelbar vor seiner Begegnung mit Schiller (1789) abgeschlossen war (Little 48-50). Schillers anonyme Rezension Bürgerischer Gedichte, samt Repliken (1791), hat einen angestammten Platz in der Literaturgeschichte erhalten (Berghahn *Literaturkritik*). Erklären läßt sich das unter anderem damit, daß die Rezension letztlich mit dem Begriff *Volkstümlichkeit* um die Problematik kreist, welche Rolle die Literatur und der Literat—oder moderner gesprochen, der Intellektuelle—in der Gesellschaft zu übernehmen bereit sein soll. Da sich Bürger in seiner Replik nicht auf eine inhaltliche Auseinandersetzung mit den an ihn gerichteten Vorwürfen einließ, konzentrierte sich die Forschung auf die Rezension Schillers. Indem die Germanistik dabei dem Argumentationsgang Schillers beipflichtete, wo er Bürgers literaturtheoretische Schwächen bloßstellte, vollzog sie eine nochmalige Vollstreckung des Schillerschen Verdiktes über Bürger. Ist man sich in der Forschung noch darin einig, daß Bürgers literarische Maxime der Volkstümlichkeit noch darin einig, daß Bürgers literarische Maxime der Volkstümlichkeit naiv genannt zu werden verdient, so beginnt die Kontroverse unter Literaturhistorikern damit, wie Schillers eigenes Konzept einzustufen sei: entwirft er die Umrisse einer Volksdichtung—so wollen es die DDR-Germanisten innerhalb ihres Erbekonzeptes als auch die konservativen, dem Bildungsideal verpflichteten westdeutschen Germanisten¹—oder spricht Schiller “über die Köpfe der Masse hinweg, niemals zu ihr oder ihren Standpunkt ergreifend?” (Berghahn *Volkstümlichkeit* 69).

Nachfolgend sei gezeigt, daß die kontroversen Standpunkte in der Germanistik in ihrer Ausschließlichkeit fehl am Platze sind. *Beide* Positionen können ihr Recht beanspruchen. Dieser vermittelnde Standpunkt ergibt sich nicht etwa aus der Position eines bequemen Sowohl-als-auch-Liberalismus, sondern die Sachlage selbst verlangt es. Mögen Verfechter säuberlich getrennter Kategorien auch nur schlecht damit leben können; weder Bürgers populistisches Anliegen noch Schillers Weg zur ästhetischen Erziehung entwerfen versprechende Problemlösungen für eine unübersichtliche Gesellschaft, in der Literatur zu einem der vielen Freizeitsektoren zusammenschrumpft und in der die Radikalisierung von Pluralität als positive Herausforderung verstanden werden kann.² Deshalb ist es umso irritierender zu sehen, daß in dem erwähnten Aufruf *Für unser Land* sowohl der idealistische Impuls eines Schiller als auch der aufklärerische Gestus eines Bürger weiterleben. Als *politische* Aussage mag das seine Berechtigung (gehabt) haben. Doch wurde damit indirekt auch eine Tradition deutlich, in der Schrift-

steller einen Anspruch an sich und die Literatur stellen, der vor allem letztere überfordert. Der Wirkungsradius der Literatur ist kleiner als vielen von uns lieb ist. Ihn vergrößern zu wollen, indem einige Schriftsteller glauben, sich per Literatur den *wahren Bedürfnissen des Volkes* zu verpflichten—und in diesem Sinne gebrauche ich den Begriff von *Volkstümlichkeit*—scheint mir unter heutigen wie damaligen Bedingungen fragwürdig. In dieser Problemkonstellation läßt die Momentaufnahme vom November 1989 Reminiszenzen an die Auseinandersetzung von 1791 aufkommen und ist deshalb mehr als ein Aperçu. Doch diese modifizierte Neuauflage ist in Wahrheit so veraltet wie die Debatte damals bereits verzwickter war als gemeinhin gesehen.

“Seine Gedanken über das Wesen der Poesie hat Bürger in kleinen Abhandlungen niedergelegt, die entweder als Vorworte zu seinen Gedichtausgaben oder gesondert als Aufsätze erschienen” (Kaim-Kloock 67). So legte Bürger 1776 in der Veröffentlichung *Aus Daniel Wunderlichs Buch*--besonders in dem Abschnitt “Herzensausguß über Volkspoesie”--und 1784 in der Fragment gebliebenen Schrift *Von der Popularität der Poesie* seine ästhetischen Grundsätze dar. Jedoch vermochte er weder ein “umfassendes ästhetisches noch ein philosophisches System [zu] entwickeln” (Kaim-Kloock 67). Die wichtigsten Anregungen und Gedanken verdankte Bürger Herder und insbesondere dessen Ossian-Aufsatz (Kaim-Kloock 85). Der Kern von Bürgers schiffstellerischem Anliegen findet sich auch in der Vorrede zu der zweiten Gedichtausgabe von 1789 und läßt sich auf den gern zitierten Satz reduzieren: “*Popularitaet eines poetischen Werkes ist das Siegel seiner Vollkommenheit*” (Hervorhebung im Original, 214). Poesie sei eine Kunst, “die zwar von Gelehrten, aber nicht fuer Gelehrte als *solche*, sondern fuer das Volk ausgeuebt werden muß” (Hervorhebung im Original, 214). Diese Auffassung stützte Bürger “psychologisch mit der aufklärerischen These von der Gleichartigkeit der menschlichen Natur in allen vernünftigen Geschöpfen und historisch durch das Beispiel Homers” (Gille 176). Bürger verband dreierlei unter dem Postulat volkstümlicher Dichtung: 1) eine leichtfaßliche Lyrik; 2) eine Lyrik, die Stoffe und Themen aufgreift, die im Interesse des Volkes stehen und somit eine sozialkritische Stoßrichtung einnehmen können; und 3) zudem eine Lyrik, die so breitenwirksam ist, daß sie nicht einer kleinen gebildeten Schicht vorbehalten bleibt.

Doch wie breitenwirksam wollte Bürger sein, und wer war für ihn *das Volk*? Im *Daniel Wunderlich* von 1776 vertrat er den Willen, “sowohl in Palästen als Hütten” gelesen zu werden (124). Von der ersten Gedichtausgabe im Jahre 1778 wissen wir, daß Bürger zumindest

in den Palästen gelesen wurde. Unter den 2000 Subskribenten sind 19 regierende Fürsten und u.a. die Königin von England zu finden (Stephan 95). Wenn auch hieraus noch nicht hervorgeht, inwiefern Bürger das Publikum in den "Hütten" zu gleicher Zeit ansprach, so steht zumindest fest, daß Bürger mit den unteren Bevölkerungsgruppen vertraut war.

Unter unseren Bauern, Hirten, Jägern, Bergleuten, Handwerksburschen, Kesselführern, Hechelträgern, Botsknechten, Fuhrleuten, Trutscheln, Tirolern und Tirolerinnen kursiert wirklich eine erstaunliche Menge von Liedern....
(*Daniel Wunderlich* 133)

Diese Aufzählung unterer Schichten, in der erstaunlicherweise die städtischen Berufsgruppen nahezu gänzlich fehlen, macht deutlich, daß Bürger das *einfache Volk* als Anregung zu poetischen Ideen zu schätzen weiß. Zugleich bedingte diese Wertschätzung lebendiger Volkslieder wohl auch den Wunsch, die eigenen lyrischen Schöpfungen zu ihrem Ursprungsort, dem Volk, zurückzuführen. Dieser Wunsch, gepaart mit der Vorstellung, allen Schichten, ob reich oder arm, ob zum Lesen fähig oder Analphabet, zugänglich zu werden, mag zwar viel guten Willen zeigen, bleibt aber, wenn nicht naiv, so doch diffus. Schiller war nicht der erste, der Bürger dieser Ungenauigkeit bezichtigte. Auf die Kritik des damaligen Literaturpapstes Friedrich Nicolai hin, sah sich Bürger genötigt, seinen von Rousseau und Herder entlehnten Volkstümlichkeitsbegriff zu differenzieren (Gille 178). So spricht Bürger in der Vorrede zur ersten Gedichtausgabe von 1778 vom "Volk, - worunter ich mit nichten den Pöbel allein verstehe" (193). Dieser erste Differenzierungsversuch bedeutet weniger eine Abgrenzung des "Pöbels" als vielmehr die Integration der damals wichtigsten Lesegruppe, nämlich der bürgerlichen. Der zweite Versuch einer genaueren Begriffsbestimmung verfährt genau umgekehrt. So heißt es in der fragmentarischen Schrift *Von der Popularität der Poesie*. 1784: "Unter Volk verstehe ich nicht Pöbel" (149) und in der Vorrede zur zweiten Gedichtausgabe schließlich: "Wenn indessen ... in jenen Gedichten nicht eben der Geist der Popularität, das ist der Anschaulichkeit und des Lebens für unser ganzes gebildetes Volk! - Volk! nicht Pöbel! - als in der *Lenore* und ihresgleichen herrscht..." (213). Auch mit diesen emphatischen Abgrenzungsversuchen wird es nicht leichter, Bürgers Maximen volkstümlicher Dichtung gerecht zu werden. Fallen etwa die zuvor gerühmten Bauern, Hirten, Jäger etc. unter die Gruppe des Pöbels? Und wenn

nicht diese Gruppen, die größtenteils arm und ungebildet waren, welche sollen dann den Pöbel ausmachen? Und schließlich stellt sich erneut die Frage, wer "unser ganzes *gebildetes Volk*" sei? Lore Kaim-Kloock, die solange um Bürgers Progressivität bemüht ist, bis Schiller ihn für einige Zeit in dieser Hinsicht übertrifft (Kaim-Kloock 78ff.), versucht Bürger in diesem Falle begriffsgeschichtlich Beistand zu leisten:

Anfangs vor allem auf die niedrigsten Stände bezogen, verlor der Begriff 'Pöbel' im 18. Jahrhundert immer mehr seinen Charakter als Bezeichnung für einen sozial niedrigen Standort und wurde immer mehr die Bezeichnung für den Bildungszustand. Und zwar wurde er Kennwort für die Unkultur ... für die Sphäre, die von der Aufklärung noch nicht ergriffen worden war. (73)

So wurde auch die Verunglimpfung höfischer Unkultur mit dem Wort *pöbelhaft* charakterisiert (Kaim-Kloock 74). Dies vermag jedoch nicht die Tatsache zu verwischen, daß die Mehrheit der Bevölkerung als ungebildet eingestuft werden muß und "von der Sphäre der Aufklärung noch nicht ergriffen worden war." So stellt sich trotz dieses begriffsgeschichtlichen Hinweises erneut das Problem, welche Bevölkerungsgruppen Bürger als zum Volk gehörig ansieht und welche für ihn den Pöbel ausmachen.

Diese kritischen Anmerkungen zu Bürgers vagem Konzept einer volkstümlichen Dichtung intendieren nicht, dessen sozial-kritisches Engagement zu verleugnen, wie er es zum Beispiel in seinem *Mittel gegen den Hochmuth* zum Ausdruck brachte. Es ist das Anliegen dieser Darstellung, Bürgers politische und sozialkritische Lyrik mit der Tatsache zu konfrontieren, daß sein Volkstümlichkeitsanliegen ungenau bleibt—wenn auch für seine Zeit neu und progressiv—, und er letztlich ein gebildetes—de facto also überwiegend bürgerliches—Leseublikum anspricht, welches sich selbst als aufklärerisch-fortschrittlich begreift.

In welchen Zwiespalt solch ein vager Volksbegriff oder ein Verständnis von *dem Volk* führen kann, zeigt die eingangs erwähnte Situation der Intellektuellen in der damaligen Noch-DDR.

Die deutschen Dichter der DDR, bewegt von der Gewalt des Satzes 'Wir sind das Volk', lobten emphatisch das Volk der DDR für die ersten Schritte im aufrechten Gang und rieben sich dabei verschämt das eigene verbogene Rückgrat.... 'Wir sind ein Volk', rief das Volk nun, worauf es nicht mehr

gelobt wurde.... Kaum ist der heroische Akt der Revolution vorbei, müssen sie feststellen, daß das Volk für die falschen, weil nicht ihre, der Dichter Ziele, auf die Straße gegangen sind. (Maron 68)

In diesem Sinne werden Spuren einer fragwürdigen Tradition sichtbar. Zugestanden sei, daß der Begriff *Volk* zur Zeit Bürgers weniger eine politische Aufladung beinhaltet als bei den linksgerichteten Autoren um die Jahreswende 1989/90. Doch ist es nicht weit hergeholt, die historische Differenz dahingehend aufzulösen, daß unter dem Begriff *Volk* weiteste Teile der Bevölkerung gemeint sind, die der aufgeklärte, gebildete Autor ansprechen will. Und zwar in der Weise ansprechen will, daß sein und des Volkes Bewußtseinsstand identisch sind, wobei des Autors Bewußtsein als das moralisch höherwertige gilt. Doch weder damals noch heute sind es die *breite Masse*, die Autoren mit fiktionaler Literatur zu erreichen vermögen. Letztlich blieb und bleibt die Lesegruppe eine relativ kleine Gruppe.

Schiller stellt im Laufe der Rezension mehrere Postulate für die Dichtung und den Dichter auf, die durch die Negation am Beispiel von Bürgers Lyrik gewonnen werden. Er beginnt seine Rezension mit einer Reflexion über das "philosophische Zeitalter" (970). Dieser Terminus steht für die vom Verstand geleitete Gesellschaft, die als Resultat dieser Einseitigkeit die "Absonderung der Berufsgeschäfte notwendig macht" (971). Diese als entfremdet diagnostizierte Gesellschaft sei "unpoetisch" (971) und deshalb besonders gegenüber der poetischsten Kunstgattung, der lyrischen, feindselig eingestellt. Die Lyrik muß der vom Antagonismus geprägten Gesellschaft deshalb so fremd sein, da sie ein Gegenstück bildet, indem sie "Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt" (971). Gerade diese therapeutischen Eigenschaften der Lyrik sind der Grund dafür, daß Schillers Zeitkritik nicht einer pessimistischen Wehklage verhaftet bleibt, sondern er sein idealistisches Konzept als Gegenprogramm entwerfen kann. Denn der Dichtung allein mißt er die Fähigkeit bei, die "getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung" zu bringen (971). Damit spricht Schiller sein erstes sehr utopisches Postulat aus. Zwar soll die Dichtung das entfremdete Zeitalter abwenden helfen, jedoch nicht in der Weise, daß sie sich dem Geist der Zeit verneint. Vielmehr fordert Schiller als nächstes, "daß sie [die Dichtung] selbst mit dem Zeitalter fortschritte" (971). Sie soll "die Sitten, den Charakter und die ganze Weisheit ihrer Zeit" (971) berücksichtigen und sie in idealisierender Kunst widerspiegeln. Hier tut sich freilich ein

Widerspruch auf, den Schiller später in seinen ästhetischen Briefen zu meistern versucht. Einerseits soll Dichtung als therapeutisches Mittel gegen die Krisenphänomene der Zeit eingesetzt werden; und andererseits soll sie dies bewerkstelligen, indem sie die kritisierten Phänomene dafür in Anspruch nimmt.

Wenn die Dichtkunst sich solch idealistischen Aufgaben stellen soll, so kann zwangsläufig die Forderung an den Dichter nicht hinter das einmal aufgestellte Postulat—Dichtung als Mittel zur Überwindung der Entfremdung—zurückfallen. Deshalb heißt die Losung für den Dichter: "Alles, was er uns geben kann, ist seine *Individualität*" (972). Der Dichter selbst soll den durch die Philosophie gewonnenen Erkenntnissen genügen. Nur so könne er auch die Weisheit seiner Zeit veredelt widerspiegeln. Veredelte und idealisierte Kunst sei also nur möglich, wenn der Dichter sich selbst veredele und "zur reinsten herrlichsten Menschheit" hinaufläutere (972). Werk und Autor bilden demnach eine unauflösliche Einheit: "Der höchste Wert eines Gedichtes kann kein anderer sein, als daß es der reine vollendete Geist eines interessanten vollendeten Geistes ist" (972). Diese Symbiose vereinigt Moral und Ästhetik in bester Absicht. Diese geforderte Verbindung ist es auch, die noch nachklingt, wenn—nicht nur—ostdeutsche Schriftsteller sich berufen fühlen, als die moralisch Besseren dem Volk ihr Ethos von einer besseren Gesellschaft zu verkünden. Doch kann ein solches Abhängigkeitsgesetz—die ästhetische Produktion sei nur gut, wenn menschlich "vollendet"—zu einer gefährlichen Besserwisserei führen: wer bestimmt darüber, wer moralisch der bessere Mensch ist—der Moralkodex einer Mehrheit oder eine kleine Gruppe von Berufenen? Diese Fragen, die Schillers idealistisches Denken unterminieren, sind in Bezug auf Bürger deshalb angebracht, weil mit dieser Forderung womöglich Bürgers Privatleben diskreditiert werden sollte.³

In welche Schiefelage man bei dieser Vermengung von Ästhetik und Moral geraten kann, bekam jedoch nicht nur Bürger zu spüren, sondern auch Christa Wolf mit ihrer Erzählung *Was bleibt* (1989). Ohne auf diese Literaturdebatte im einzelnen einzugehen, zeigte sich an ihr zweierlei: ein Text wurde der Kritik unterzogen, weil er den eigenen moralischen Ansprüchen der Autorin nicht genüge. Damit sollte die Autorin auch stellvertretend für andere ostdeutsche Autoren mit ihren eigenen Mitteln zurechtgestutzt werden. Dieser Angriff schien umso billiger, als gerade die ostdeutsche Avantgarde des Herbstes 1989 für sich das Ideal von Moral und Ästhetik—eine Tradition aus Schillers Tagen—beanspruchte. Zum anderen bedeutete es von westlicher Kritikerseite die direkte Aufkündigung der Privilegierung ostdeutscher Autoren. Fortan

soll(t)en auch für sie nur noch die Gesetze eines freien Literaturmarktes gelten, auf dem angeblich zuallererst ästhetische Kategorien verhandelt werden. Der Gesinnungsästhetik, die Schiller und die in seiner Tradition stehenden AutorenInnen proklamierten, wurde der Garaus gemacht.⁴ Die Entrüstung, die diese Aufkündigung hervorlockte, hatte (auch) mit der eingangs erwähnten Verlustangst um die privilegierte Stellung von SchriftstellerInnen in der DDR zu tun.

Die Schriftsteller in der DDR waren eine besonders verwöhnte Gruppe ihres Berufsstands. Damit meine ich weniger die von der Obrigkeit gewährten Privilegien als eine allgemeine Verehrung, die ihnen zuteil wurde, selbst von Menschen, zu deren Lebensgewohnheiten das Lesen von Büchern nicht gehörte. (Maron 68)

Die geschlossene Gesellschaft der DDR war ein günstiger Nährboden für die Verquickung von moralischem Anspruch und ästhetischer Produktion.⁵

Nachdem Schiller in seiner Rezension die hohen Maßstäbe zur Bewertung von Dichtung ganz allgemein und Lyrik im besonderen gesetzt hat, kann es nicht verwundern, daß die Literaturszene in Schillers Augen diesen Maßstäben nicht standhält. Umso kräftiger kann auch die Schelte an Bürger ausfallen, auf den er das 'bisher Gesagte anwendet' (973). Als erstes greift Schiller Bürgers Maxime von der Popularität der Lyrik als dem "Siegel der Vollkommenheit" auf. Bürgers Wunsch, es seinem Vorbild Homer gleichzutun und als Volkssänger zu wirken, macht es einem theoretischen Kopf wie Schiller leicht, Bürger der Naivität zu überführen. "Unsre Welt ist die homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr *dieselbe* Stufe einnahmen ..." (973). Schiller begann ja seine Rezension damit, daß er von einer zerstückelten Gesellschaft ausgeht und eine einheitliche Welt als vergangen voraussetzt. Die Teilung der Gesellschaft macht Schiller nun am Beispiel des Bildungsgefälles deutlich: "Jetzt ist zwischen der Auswahl der Nation und der Masse derselben ein sehr großer Abstand sichtbar ..." (973). Dementsprechend kritisch beurteilt Schiller den von Bürger idealistisch verwendeten Begriff Volk: "Es würde daher umsonst sein, willkürlich in einem Begriff zusammenzuwerfen, was längst schon keine Einheit mehr ist" (973). Diesen Gedanken aufzugreifen und ihm nachzugehen, wären kritische Autoren gut beraten gewesen im Herbst und Winter 1989/90. Schillers Vorwurf enthält zum einen, was weiter oben an Bürger kritisiert wurde—Unge-

nauigkeit des Begriffes *Volk*—, zum anderen unterstellt er jedoch Bürger eine Aussage, die dieser nicht macht: Bürger weiß auch um die Aufsplitterung der Gesellschaft, schließlich will er ja in “Palästen und Hütten” gelesen werden, insofern wirft er nicht “willkürlich” zusammen, was keine Einheit mehr ist. Das Problem Bürgers liegt vielmehr darin begründet, daß er glaubt, antagonistische Gruppen zu gleicher Zeit ansprechen zu können, und daß er sich der Schwierigkeit darum nicht bewußt wird. Anders Schiller: er thematisiert die Problematik, vor der der Dichter in einer geteilten Gesellschaft steht:

Ein Volksdichter für unsre Zeiten hätte also bloß zwischen dem *Allerleichtesten* und dem *Allerschwersten* die Wahl; entweder sich ausschließlich der Fassungskraft des großen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Klasse Verzicht zu tun - oder den ungeheurn Abstand ... durch die Größe seiner Kunst aufzuheben und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. (973)

Hat Schiller in seiner Einleitung noch ganz allgemein davon gesprochen, die Dichtung als Medium zur Überwindung einer entfremdeten Gesellschaft einzusetzen, so formuliert er im letztgenannten Zitat eine modifizierte Forderung: er greift zunächst Bürgers ästhetisch-politische Maxime der Volksdichtung auf und stellt deren eine Möglichkeit als negative Tendenz hin, nämlich “sich ausschließlich der Fassungskraft des großen Haufens zu bequemen”. Diese mögliche Entwicklung der Literatur, die heute selbst mit dem Terminus *Trivilliteratur* nicht umschreibbar wäre (Dau 176f.), wird im Gegensatz zu Bürger von Schiller antizipiert, und sogleich von ihm mit dem Argument verworfen, daß damit die Teilung der Gesellschaft nur verfestigt statt aufgehoben würde. Deshalb muß Schiller, um seiner ersten Maxime treu zu bleiben, den Begriff der Volksdichtung dahingehend modifizieren, daß sie sowohl dem “großen Haufen” als auch der “gebildeten Klasse” zu genügen habe—eine Forderung, die der von Bürger (“in Palästen und Hütten”) sehr ähnlich klingt und damit vor denselben Problemen steht, die weiter oben thematisiert wurden. Der Unterschied zu Bürger besteht jedoch darin, daß Schiller sich der Problematik vergewissert und durch seine Zeitkritik einen anderen Ausgangspunkt wählt. Der Abstand der Klassen könne durch die Größe der Kunst überwunden werden, also durch Kunst: wie bereits gefordert zu Beginn seiner Rezension. Aber auch Bürger will durch Kunst *alle* ansprechen, wenn er auch nicht den Anspruch formuliert, die Entfremdung—der er sich in dieser Weise

nicht bewußt ist—überwinden zu wollen. Hier ähneln sich also Schiller und Bürger trotz ihrer Unterschiede. Und auch Schillers weitere Ausführungen zur Volksdichtung widersprechen nicht unbedingt Bürgers Ansichten:

Welch Unternehmen, dem ekeln [erlesenen, P.H.] Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein....Groß, doch nicht unüberwindlich, ist diese Schwierigkeit, das ganze Geheimnis, sie aufzulösen - glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplizität in Behandlung desselben. (974)

Einleitend stellte Schiller zwei höchst idealistische Forderungen auf, an denen zunächst deutlich werden konnte, daß Bürger ihnen nicht genüge. Schließlich greift Schiller sodann Bürgers eigenes Konzept auf und verteidigt im eigenen Namen Volksdichtung und Volksdichter. [“... scheint uns der Volksdichter ... einen sehr hohen Rang zu verdienen” (975).]

Wie nun kann es Bürger widerfahren, dann dennoch—jenseits fehlender philosophischer Schärfe—so, in den Augen Schillers, zu versagen? Bürgers “Siegel der Vollkommenheit”, abhängig gemacht von der Popularität, verkehrt Schiller ins Gegenteil, indem die Vollkommenheit nun auf das Gedicht selbst bezogen wird: “... daß zur Vollkommenheit eines Gedichtes die erste unerläßliche Bedingung ist, [daß es] einen von der verschiedenen Fassungskraft seiner Leser durchaus unabhängigen absoluten, innern Wert besitzt” (975). Damit stellt Schiller eine erneute Maxime auf, die der autonomen Gesetzlichkeit von Kunst. Diese beanspruchte Autonomie wird in ein hierarchisches Verhältnis gesetzt zu der Forderung, Volksdichtung zu schreiben: “Also weit entfernt, daß bei Gedichten, welche für das Volk bestimmt sind, von den höchsten Forderungen der Kunst etwas nachgelassen werden könnte ...” (975). Wenn die Vollkommenheit des Gedichtes noch vor der Verständlichkeit seitens des Lesers zu rangieren hat, dann liegt allerdings die Gefahr nahe, dem aufgestellten Postulat der Volksdichtung, das durchaus im Einklang mit Bürgers Gedanken steht, zu entgehen. Zumindest liegt die Gefahr ebenso nahe wie bei Bürger die Gefahr einer affirmativen Kunst.

Hier ist für mich auch der Punkt, an dem ich die in der Einleitung als kontrovers genannten Forschungsstandpunkte der Germanistik *beiderseits* für richtig erachte: nicht die Germanisten widersprechen sich, sondern der Widerspruch liegt bei Schiller selbst: Schiller intendiert eine Volksdichtung, und schreibt gleichzeitig “über die Köpfe

der Masse hinweg" (Berghahn *Volkstümlichkeit* 69), indem er der Kunst einen autonomen Freiraum zuspricht. Schiller redet, indem er diesen Freiraum verlangt, jedoch nicht einem *l'art pour l'art* das Wort. Das Verneinen einer völligen Kunstautonomie bedeutet bei ihm nicht, sich einer sozial-aufklärerischen Volksdichtung, wie sie etwa Bürger vertrat, zu verpflichten. Schillers Weg führt zu einem ästhetischen Lösungsversuch. Die Kontroverse unter den Germanisten rührt daher, daß sie entweder den Schiller, der die Volksdichtung preist, hervorheben oder aber den Schiller zu Worte kommen lassen, dem es um die autonome Kunst geht. Schiller selbst aber versucht, den hier betonten Widerspruch in der Rezension durch ein dialektisches Verhältnis aufzuheben: der Dichter solle sich bildend zum Volk herniederlassen, um es auf eine höhere Bewußtseinsstufe 'hinaufzuziehn' (976). Der Vorwurf, den Bürger sich dabei gefallen lassen muß, ist der, daß er sich dem Volk oft gleichmache (976) und somit nicht dem geforderten Vorbildcharakter, der veredelten Individualität des Dichters, nachkomme. Dem Autor gebührt also die Superiorität in der Erkenntnis, was die wahren Interessen des Volkes zu sein haben. Ein Gedanke, dem das idealistische Ansinnen Stefan Heyms in den Tagen der "deutschen Revolution" nicht unähnlich ist. Ganz im Sinne Schillers wurde dann auch 'der große Haufen' verworfen, als er sich nicht mehr den sozialistischen Idealen widmen wollte. Mit Schillerscher Rhetorik heißt es da bei Stefan Heym: "Aus dem Volk ... wurde eine Horde von Wütigen, die, Rücken an Bauch gedrängt, Hertie und Bilka zustrebten auf der Jagd nach dem glitzernden Tinnel" (Heym 55).

Nachdem Schiller sich mit seiner autonomen Kunsterklärung in Widerspruch zu Bürgers Vollkommenheitsideal gesetzt hat, und nachdem Schiller diesem Widerspruch nur mühsam beizukommen versteht und ihn eher verdeckt als löst, beginnt die Liste der Vorwürfe gegen Bürger, die sich fast ausschließlich am Konzept eines vollkommenen Gedichtes orientieren. Der "üppige Farbenwechsel" (980), die onomatopoetischen Wendungen (980), der platte Ausdruck (976), die fehlende Übereinstimmung von Bild und Gedanken (976) sind u.a. Schillers Kritikpunkte.⁶ Diese hier aufgezählten Mängel, denen Bürger aus Schillers Sicht unterliegt, geben *ex negativo* an, wohin die aufgestellte Maxime eines vollkommenen, mit einem inneren Wert ausgestatteten Gedichts hinausläuft: auf eine klassische, d.h. ausgewogene, auf hoher Sprachnorm sich bewegende, edle Lyrik. So heißt auch das letzte aller in der Rezension aufgestellten Postulate: "eine der ersten Erfordernisse des Dichters ist Idealisierung, Veredlung" (979). Individuelles und Lokales soll in der Dichtung zum Allgemeinen erhoben werden

(979). Dieser Maxime komme Bürger am allerwenigsten nach, da er keine Gemälde, sondern "Geburten" der "Seelenlage" liefere (982). Ja, Bürger entgeht nicht dem Vorwurf, daß sich seine Begeisterung, "nicht selten in den Grenzen des Wahnsinns verliert" (983). Mit anderen Worten, Bürger gelinge es nicht, sich der erforderlichen Selbstdistanz, die der Begriff der Idealisierung impliziert, unterzuordnen.

Eine Gegenüberstellung der beiden Positionen läßt sich nicht auf die Formel hie plebejische und da elitäre Literatur reduzieren. Feinere Differenzierungen sind vonnöten, um den beiden Autoren und den historischen Bedingungen gerecht zu werden. Bürgers tatsächliche Adressatengruppe und sein Wunsch, dem ganzen Volk zu gefallen, bilden einen Widerspruch. Er bleibt seinen Lesern eine genauere Bestimmung des Begriffes *Volk* schuldig. Außerdem fehlt es ihm an kritischer Reflexion, um zu erkennen, daß das *Volk* nicht eo ipso die Literatur wählt, die dem Bewußtsein des Autors entspricht. Schiller hingegen gerät in Widersprüche, weil er volkspädagogische Dichtung und autonomes Kunstprogramm zu vereinen versucht, dabei aber letztlich der Autonomie den Vorrang einräumt.⁷ Schließlich: Schiller und Bürger sind Intellektuelle (Schriftsteller und Dozenten) des aufklärerischen Zeitalters. Beide intendieren eine Literatur, die nicht elitär sein will (de facto ist dies bei Schiller sicherlich eher der Fall als bei Bürger) und einem Freiheitsideal verpflichtet ist. Wie auch immer ihr jeweils problematisches Bemühen, nicht affirmative Literatur gesellschaftswirksam zu verankern, beurteilt werden mag, scheint mir die aufzeigbare Tradition von ähnlichen Theoremen bei den Linksinтеллектуellen vornehmlich in Ost-Berlin im Winter 1989/90 fragwürdig. Fragwürdig, weil—wie dargelegt—bereits unter Schiller und Bürger an wackeligen theoretischen Gehäusen gebaut worden ist. Doch noch fragwürdiger ist das Anknüpfen an diese Tradition, weil die Literatur und der Literaturmarkt sich heute ganz anderen Problemen ausgesetzt sehen. Der Literaturmarkt verkraftet noch mehr als im 18. Jahrhundert beides: aufklärerische und elitäre Kunst; gar nicht zu reden von den vielen Nuancen zwischen diesen beiden Polen. Deshalb auch ist ein Wiederaufleben einer Kombination aus Schillers und Bürgers Anliegen wie sie im Herbst 1989 und Anfang 1990 in Ost-Berlin bei Teilen der Schriftsteller und Intellektuellen zu Tage trat, verfehlt. So wünschenswert eine nicht affirmative Haltung auch ist, so wenig kann sie mit Rezepten herbeidirigiert werden, die bereits vor zweihundert Jahren fragwürdig waren. Nur eine realistische Selbsteinschätzung seitens der Literaten, die gewillt sind, den Aufgabenbereich der Literatur in einer veränderten Gesellschaft zur Kenntnis zu nehmen, wird auch in

der Lage dazu sein, sich weder in Opportunität zu flüchten noch sich in den Fallstricken aus Moral und Ästhetik zu verfangen.

Wie eine solche realistische, durchaus nicht resignative Selbsteinschätzung aussehen kann, zeigt der junge Grazer Autor Martin Krusche. Krusche fängt dort an, wo ich aufhöre:

... seit unübersehbar ist, daß die Zeitungsmacher und Fernsehleute die Volksbildung in die Hand genommen haben, kann die Literatur ohne weiteres als Freizeitvergnügen betrachtet werden, deren Nutzen bloß noch von Schreibenden und Germanisten behauptet wird. Der Bildungsroman ist den Bach runtergeschwommen, Schreibende neigen zu einer Art Autismus und niemand weiß, wie es weitergeht. Das ist vermutlich der erste erfrischende Aspekt der jüngeren Kulturgeschichte unseres Landes. (7)

ANMERKUNGEN

¹Siehe hierzu u.a. die Arbeiten von Rudolf Dau, Jürgen Geerdts, Lore Kaim-Kloock und Walter Müller-Seidel.

²Siehe hierzu: Wolfgang Welsch, *Unsere postmoderne Moderne*, 2., durchges. Aufl. (Weinheim: VCH, 1988). Zur Funktion von Literatur in der Gesellschaft siehe auch Hans Magnus Enzensberger, "Literature als Institution oder Der Alka-Seltzer-Effekt (1974)," *Mittelmaß und Wahn*, Hrsg. Hans Magnus Enzensberger. (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1988) 42-52.

³Erst nach dem Tod der ersten Frau (1784) konnte er deren Schwester Molly, in die er verliebt war und auf die er viele seiner Liebesgedichte schrieb, heiraten. Bereits ein Jahr nach dieser Eheschließung starb seine zweite Frau. Bürgers Privatleben war nicht zuletzt wegen dieser Gedichte der literarischen Welt bekannt. Siehe: Little, 31ff.

⁴Siehe hierzu u.a.: Ulrich Greiner, "Die deutsche Gesinnungsästhetik", *Die Zeit*, Nr. 45 1990.

⁵Dieser Aufsatz entstand noch vor der seit dem Frühjahr 1992 begonnenen sog. Stasi-Debatte, in der sich sensationalistisches und berechtigtes Interesse an der Aufarbeitung im Umgang von Schriftstellern mit dem Machapparat im Staat, der Stasi, mischten. Im Kontext dieses Aufsatzes bestätigt jedoch die Auseinandersetzung mit den Stasi-Akten nur: a) daß Schillers geforderte Verquickung von Moral und Ästhetik in einem neuen Kontext aufscheint, und b) daß man gut beraten ist, Literatur und moralisches Verhalten nicht so eng aufeinander zu beziehen wie dies zum Beispiel Fritz J. Raddatz in der ZEIT vom 5.2.1993 getan hat.

⁶Gille belegt anhand zweier Rezensionen, daß einige von Schillers Kritikpunkten nicht den Anspruch der Erstmaligkeit anmelden können. Gille, 178ff.

⁷Daß diese Widersprüche nicht nur der Vergangenheit angehören, zeigt sich insbesondere bei Volker Braun. Dessen neuester Gedichtband *Der Stoff zum Leben 1-3*, (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1990) nimmt sich politisch sehr kritisch aus und ist dabei sprachlich äußerst anspruchsvoll geraten, so daß die Kunstautonomie die Oberhand über die kritischen Aussagen gewinnt.

LITERATURVERZEICHNIS

- „Bleibt die Avantgarde zurück.“ *Der Spiegel* Nr. 49 1989: 230-233.
- Berghahn, Klaus L. „Volkstümlichkeit ohne Volk?“ *Popularität und Trivialität*. Hrsg. Reinhold Grimm und Jost Hermand. Frankfurt a.M.: Athenäum, 1974. 51-75.
- . „Von der klassizistischen zur klassischen Literaturkritik.“ *Geschichte der deutschen Literaturkritik (1730-1980)*. Hrsg. Peter Uwe Hohendahl. Stuttgart: Metzler, 1985. 10-75.
- Biermann, Wolf. „Dideldumm.“ *Theaterzettel vom 25. 6. 1991*. Burgtheater: Wien, 1991.
- Bürger, Gottfried August. *Sämtliche Werke*. Bd. 7 Göttingen: Dietrich, 1833.
- Dau, Rudolf. „Schiller und die Trivialliteratur.“ *Weimarer Beiträge* 16.9 (1970): 162-189.
- Geerds, Jürgen. „Schiller und das Problem der Volkstümlichkeit dargestellt an der Rezension 'Über Bürgers Gedichte'“ *Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena* 5 (1955): 169-175.
- Gille, Klaus F. „Schillers Rezension 'Über Bürgers Gedichte'.“ *Wissen aus Erfahrungen: Werkbegriff und Interpretation heute*. Hrsg. Alexander von Bormann. Tübingen: Niemeyer, 1976. 174-191.
- Heym, Stefan. „Aschermittwoch in der DDR.“ *Der Spiegel* Nr. 49 1989: 55-58.
- Kaim-Kloock, Lore. *Gottfried August Bürger*. Berlin (Ost): 1963.
- Krusche, Martin. „Arbeit, Schönheit, Wahrheit.“ *Susan Sontag hatte eine Autopanne und mein Sohn konnte helfen*. Graz: Druckwerk, 1990. 7-15.
- Little, William A. *Gottfried August Bürger*. New York: Twayne, 1974.
- Maron, Monika. „Die Schriftsteller und das Volk.“ *Der Spiegel* Nr. 7 1990: 68-70.
- Müller-Seidel, Walter. „Schillers Kontroverse mit Bürger und ihr geschichtlicher Sinn.“ *Die Geschichtlichkeit der deutschen Klassik*. Hrsg. Walter Müller-Seidel. Stuttgart: Metzler, 1983. 87-104.
- Schiller, Friedrich. „Über Bürgers Gedichte.“ *Sämtliche Werke*. Hrsg. Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert. 7. Aufl. München: Beck, 1984. V: 971-985.
- Stephan, Inge. „Gottfried August Bürger.“ *Metzler-Autoren-Lexikon*. Hrsg. Bernd Lutz. Stuttgart: Metzler, 1986. 93-94.